

Der Baum in der Kulturgeschichte

Autor(en): **Demandt, Alexander**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Pamphlet**

Band (Jahr): - **(2013)**

Heft 17: **Mensch und Baum**

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-984638>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Abb. 1: Gian Lorenzo Bernini, Apollo und Daphne, 1622-1625, Galleria Borghese, Rom.

Abb. 2: Bernhard Vogler, Totentanz, 1983, Eichenholz, Höhe: 65cm.

Abb. 3: Charakterbaum an der Küste.

DER BAUM IN DER KULTURGESCHICHTE

Alexander Demandt

«Der Baum ist einer der grossen Sinnbilder des Lebens, ihr [sic!] grösstes vielleicht. Zu allen Zeiten ist er daher von Menschen und Völkern bewundert, geehrt und verehrt worden.» Mit diesen Worten verweist Ernst Jünger auf die Bedeutung des Baumes in der Kulturgeschichte. Welch anderes Geschöpf käme ihm gleich? Keines ist mit dem Geschick der Menschheit so vielfältig, so eng verknüpft wie der Baum. Das beruht zunächst auf dem Nutzen der Bäume. Sie bringen nährnde Früchte für Mensch und Vieh, spenden Schatten und Schutz, liefern Bast und Holz. Wälder mässigen das Klima, schaffen fruchtbaren Boden und bewahren ihn vor Erosion durch Regen und Wind. Sie sammeln das Grundwasser, speisen die Quellen und mildern Überschwemmungen, sie schützen vor Sturm und Lawinen. Das Blattwerk setzt bei der Photosynthese den Sauerstoff frei, den wir zum Atmen benötigen.

Bäume lieferten den Menschen der Frühzeit die ersten Grundnahrungsmittel. Vor der Einführung des Getreidebaus – den die Griechen als Geschenk der Göttin Demeter ansahen – und noch zur römischen Kaiserzeit haben Nüsse, Bucheckern und vor allem geröstete Eicheln den Hunger vieler Völker gestillt. Zum Mästen der Schweine dienten Eicheln und Bucheckern bis ins 19. Jahrhundert. Die ernährungswirtschaftliche Funktion der Bäume verlagerte sich erst dann auf Obstbäume.

Bäumen verdanken die Menschen durch die Jahrtausende den wichtigsten Werkstoff. Die Historiker unterscheiden Steinzeit, Bronzezeit und Eisenzeit. Von einer ‚Holzzeit‘ zu sprechen wäre sinnlos, denn diese dauert von der Urzeit bis heute. Die Kulturgeschichte beginnt mit dem Feuer, dass der Blitz in die Bäume schlug, und mit dem Werkzeug, für das Holz zu allen Zeiten unentbehrlich war. Schon die Stiele der Steinbeile waren vor 7000 Jahren so hölzern wie diejenigen unserer Äxte. Holz spendete die Energie zum Kochen, Heizen und Töpfern, liefert Teer, Pech und Papier. Holz-, Braun- und Steinkohle, aus Bäumen entstanden, machten die Metallschmelze möglich. Ohne Bäume keine Seefahrt. Holz begleitet uns durchs Leben, auch wenn die Blockhäuser und das Fachwerk selten geworden sind: Hölzern sind noch heute unsere Möbel, hölzern die Wiege, das Ehebett und der Sarg.

Bäume sind nicht nur nützlich, sie sind auch schön. Die Frage ‚Warum?‘ kann nur ein Blinder stellen. Menschen und Bäume verbindet die aufrechte Gestalt; beide sind an die Erde gebunden, aber streben nach Höherem. Bäume haben wie wir einen Körper, eine Haut und mehrere Glieder; ‚Fuss‘ und ‚Krone‘ des Baumes sind anthropomorphe Metaphern. Der Saft oder das Harz der Bäume entspricht unserem Blut. Wo am Stamm Äste abgebrochen oder abgesägt wurden und die Wunde zuwächst, entstehen ‚Augen‘. Bäume werden mit Menschen verglichen. Die Eiche erscheint als Sinnbild des Mannes, das der Frau verkörpert die Linde, die Birke, die Tanne. Grüne Bäume sind Bilder des Lebens, dürre sind Bilder des Todes. Das aus dem abgestorbenen Stumpf spriessende Reis kündigt Hoffnung, das immergrüne Nadelgehölz Beständigkeit.

Bäume sind stumme Lehrmeister und Wunder der Natur: Sonne und Regen, jene Mächte des Himmels, lassen sie entgegen der Schwerkraft aus der Erde in die Höhe wachsen. Aus so dünnen, gestaltlosen Dingen wie Licht und Wasser bilden sie feste Stoffe und klare Formen. Kleinste Anfänge führen zu ungeahnter Grösse. Aus dem Senfkorn wird ein Baum – so wächst nach Jesus (Mt. 13,31) das Reich Gottes. Es ist kein Wunder, wenn der Mensch sich im Baume wiederfindet. Der Fromme, heisst es im ersten Psalm, «ist wie ein Baum, gepflanzt an den Wasserbächen, der seine Frucht bringt zu seiner Zeit, und seine Blätter verwelken nicht.»

Der Mensch erkennt sich selbst in jenem erdentsprossenen Gewächs, das, so wie er dem widrigen Geschick, standhaft Wind und Wetter trotzt, das wie er Licht und Wärme liebt, das sich wie er auf allen Böden behauptet. So wie der Mensch zeigt der Baum sein Lebensalter und seine Daseinsbedingungen, mit den Jahren gewinnt er an Charakter. Jeder Baum – am deutlichsten die freistehende Eiche, Linde und Buche – ist erkennbar durch seine Individualität, seine sichtbar gewachsene Geschichte. Wenn dann alte Bäume noch frische Blüten und gute Frucht bringen, so mag das Menschen ermuntern ebenfalls im Alter gute Werke zu verrichten.

Bäume sind Elemente verschiedenster Lebensbereiche. Sie begegnen uns in der Dichtung, zumal in der Liebeslyrik, in Sagen, Mythen und Märchen, sie sind ein Thema in der Malerei, sowohl als Staffage wie auch als Individuen. Landschaft wird belebt durch Bäume – es

wäre denn die Wüste. In Gärten dürfen sie als Blickfang nicht fehlen, markieren Punkte im Gelände und ermöglichen Orientierung, sind Orte der Begegnung, Orte des Gedenkens, Orte der Freude. Bäume spenden Hoffnung, Kraft und Trost. Wir finden sie in vielen Familien- und zahllosen Ortsnamen. In mehreren Funktionen erleben wir Bäume im Rechtswesen, so die Gerichts- und Grenzbäume. Sie dienen als Hoheitszeichen auf Wappen, Fahnen und Münzen. Bäume verkörpern die Gottheit oder sind ihr geweiht, verkünden die Zukunft, erfüllen Wünsche, spenden Kraft und Trost und bereichern festliches Brauchtum. Der Baum liefert mit seiner Struktur von Wurzel, Stamm und Verästelung ein Denkbild für Ordnung in unterschiedlichsten Zusammenhängen.

Antike

Das enge Verhältnis zwischen Baum und Mensch ist eine anthropologische Konstante, nachweisbar in allen Zeiten, Kulturen und Religionen. Das beginnt im Alten Orient: Die ägyptische Himmelsgöttin Nut erscheint ihren Verehrern in der Krone einer Sykomore, einer Maulbeer-Feige; die Seele des Osiris sitzt im Baum über seinem Grab zu Philae; der Isched zu Heliopolis galt als der Weltenbaum. Assyrische Reliefs zeigen den Lebensbaum zwischen zwei antithetischen Figuren; Baumfrevler an den Zedern des Libanon spielt im Gilgamesch-Epos eine Schlüsselrolle. Die gewaltige Zypresse Zarathustras, die der persische Dichter Firdusi erwähnt, wurde vom Kalifen Mutawakkil gefällt. Als Xerxes gegen Griechenland zog, sah und bewunderte er bei Sardes eine grosse Platane, die er mit Goldschmuck behängte. Er bestellte für sie einen Wächter.

In jenen Jahren um 480 v. Chr. erhielt in Nordindien Buddha seine Erleuchtung unter dem Feigenbaum, der noch heute zu Bodhgaya in Bihar verehrt wird. Bedeutsame Bäume der Juden kennen wir aus dem Alten Testament: den Baum des Lebens und den der Erkenntnis im Paradies – letzterer ein Feigenbaum, kein Apfelbaum –, die Gerichtspalme der Debora und Abrahams Eiche zu Mamre bei Hebron, wo zuletzt noch unter Constantin Juden, Araber und Christen gemeinsam ein Jahresfest begingen. Der Kaiser unterband dies, so wie die Juden zuvor die heiligen Bäume der Kanaanäer umgehauen hatten.

Wie im Alten Orient so gibt es auch bei den Griechen die Liebe zu den Bäumen. Gemäss Hesiod schuf Zeus die Menschen aus einer Esche, während bei Homer die Menschen Eichen entstammen. Umgekehrt verwandelten sich auch Menschen in Bäume: Daphne auf der Flucht vor Apollon in einen Lorbeerbaum, Philemon in eine Eiche, Baucis in eine Linde. Unter den heiligen Bäumen der Griechen ragen drei hervor. Der erste ist die Eiche von Dodona in Epiros, von der Homer, Sophokles und Platon berichten. Aus dem Gurren der Tauben im Geäst und aus dem Rauschen der Blätter kündeten die Priester die Zukunft. Der zweite Baum ist der ‚Kallistephanos‘ genannte Ölbaum von Olympia, der auf Herakles zurückgeht. Mit den Zweigen wurden die Sieger der Wettkämpfe bekränzt. Der dritte ist ebenfalls ein Olivenbaum, jener der auf der Akropolis wuchs und der Göttin Athena heilig war. Als die Perser 479 v. Chr. die Burg niedergebrannt hatten, schlug er wieder aus und bekundete die Erneuerung der Stadt. Bäume, so glaubte man, haben eine Seele, personifiziert als Hamadryade, die den Baumfrevler bestraft.

Zahlreiche Gedenkbäume erinnerten die Griechen an mythische und historische Ereignisse; denken wir an die Palme auf Delos, unter der Leto Artemis und Apollon gebar; an die Platane bei Smyrna, unter der die Parzen Alexander dem Grossen im Traum die Neugründung der Stadt befahlen oder an die zahlreichen mit den trojanischen Helden verbundenen Bäume, die in der ganzen griechischen Welt verbreitet waren. Bevor die Griechen in homerischer Zeit Tempel bauten, verehrten sie die Götter in heiligen Hainen. Dort herrschte Götterfriede – angeblich sogar unter den Tieren.

Das Verhältnis der Römer zu den Bäumen ist geprägt durch ein dominantes Verwertungsinteresse, aber auch durch eine sensible Naturästhetik und durch animistische Vorstellungen. «Arbores ante alia», die Bäume stehen vor allem Anderen, heisst es in Plinius' *Naturalis Historia* (XII 2 f.); Bäume seien das kostbarste Geschenk der Götter an die Menschen. Cato überliefert *Romano more*, ein Sühnegebet und Opferritual, das man vollzog, bevor man einen lebendigen Baum fällte. Jeder Gottheit war wie bei den Griechen eine bestimmte Baumart geweiht: dem Jupiter und dem Mars die Eiche, der Juno die Weide, dem Apoll der Lorbeer, der Minerva der Ölbaum, der Venus die Myrte, dem Herkules die Pappel und dem Bacchus der Weinstock. Auch für die Römer

waren heilige Haine die ältesten Kultplätze. Noch aus der Kaiserzeit sind deren mehrere bezeugt. Der Tempel des Jupiter Capitolinus, das kultische Zentrum Roms, stand an der Stelle der heiligen Eiche, an der einst Romulus Beutewaffen aufgehängt hatte.

Bäume erscheinen unter den Touristenattraktionen im Reisehandbuch des Pausanias. Bemerkenswert waren sie durch historische und mythische Reminiszenzen sowie durch Alter, Grösse und Schönheit. Der Schmuck jedes Villengartens war sein Baumbestand, Parkanlagen schmückten die Stadt Rom, Alleen die Ausfallstrassen, so die Via Appia. Plinius bedauert jene Völker («*miseræ gentes*»), die in baumlosen Landschaften leben; von glückbringenden Bäumen («*arbores felices*») ist bei ihm die Rede. Wer Bürgern das Leben gerettet hatte, erhielt einen Kranz aus Eichenlaub, die ‚*corona civica*‘, die auch Augustus trug. Mehrere Kaiser pflegten zu bestimmten Bäumen ein persönliches Verhältnis. So auch der Stiefvater des Kaisers Nero. Er hatte eine geradezu erotische Liebe zu einer Buche bei Tusculum, die er küsste, umarmte und mit Wein begoss, was die Eifersucht seiner Frau weckte. Die römischen Rechtsquellen enthalten Schutzbestimmungen für ausgezeichnete Bäume, die durch ‚*saltuarii*‘ bewacht wurden. Augustus liess sogar einen General hinrichten, der sich an Bäumen des Heilgottes Aesculap vergriffen hatte.

Wie bei Griechen und Römern genossen auch bei Kelten und Germanen Bäume besondere Wertschätzung. Das Zentralheiligtum der Kelten in Gallien war der heilige Hain der Carnuten um die spätere Stadt Chartres. Hier versammelten sich laut Caesar die Druiden alljährlich zu einem Opferfest. Das Wort Druide ist verwandt mit dem griechischen Wort ‚*drys*‘ für Eiche, englisch ‚*tree*‘. Es bezeichnet den Eichenpriester. Weitere Baumheiligtümer sind bei Marseille, auf der Insel Anglesey und in Galatien bezeugt. Zahlreiche Inschriften aus der Römerzeit sind keltischen Baumgöttern geweiht, der höchste war der Eichengott Taranis, der Donnerer. Für den Stamm der Eburonen um Yverdon war die Eibe namensgebend, die Ulme für die Lemovices um Limoges.

Die Kathedralen von Paris, Vienne, von Canterbury und Westminster wurden über keltischen Heiligtümern errichtet; unter der Wallfahrtskirche Klein-Mariazell fand sich die Wurzel einer Eibe neben einem Brunnen. Spätantike Missionare wie der Heilige Martin haben

heidnische Kultbäume umhauen lassen, noch Karl der Grosse musste gegen frommes Brauchtum an Bäumen einschreiten. Der Baum der Feen von Domrémy in Lothringen überlebte, denn er war der Jungfrau Maria geweiht und Mittelpunkt eines Jahresfestes, an dem auch Jeanne d'Arc teilnahm. Dies wurde ihr als Schwarze Kunst zur Last gelegt; im Jahr 1431 starb sie in Rouen als Hexe auf dem Scheiterhaufen.

Germanien war für die Römer das Waldland schlechthin. Mehrere Wälder werden namentlich genannt, die *Silva Hercynia* bei Caesar war nicht nur durch das Einhorn und die kuriose Elchjagd-fabel fabelhaft. Der Teutoburger Wald wurde für Germanen und Römer schicksalhaft. Plinius bestaunte die germanischen Eichen, «so alt wie die Welt», als die grössten Wunder der Natur. Nach der *Edda* sind die ersten Menschen aus Bäumen entstanden, aus Ulme und Esche. Der Weltenbaum Yggdrasil ist eine Esche, da die Eiche im hohen Norden nicht gedeiht. Heilige Haine beschreibt Tacitus in der *Germania*. Im Grenzwald Marklo sammelten sich die Sachsen gegen Karl den Grossen. Im Jahre 723 liess Bonifatius die Donar-Eiche der Chatten bei Fritzlar fällen und aus ihrem Holz eine Petrus-Kapelle errichten – die Vorgängerin des Fritzlarer Doms. Heidnisches Brauchtum hielt sich bis in die frühe Neuzeit, als die aus dem Elsass stammende Sitte des Weihnachtsbaums ältere Baumfolklore ablöste.

Auch in Volkstum und Religion der Balten und Slawen spielten Bäume eine wichtige Rolle. Eine Eiche steht am legendären Beginn der Städte Krakau und Prag, so die Sage von Libussa; die heilige Eiche der Pruzzen in Romove, südlich von Königsberg, war dem Blitzgott Perkunas geweiht; sie musste im Jahr 1370 fallen. Die meisten Nachrichten verdanken wir Kirchenmännern, die den mit Eichen, Birken und Linden verbundenen Kult bekämpften oder christianisierten.

Mittelalter

Der Kampf der Kirche gegen die volkstümliche Baumverehrung zog sich durch das Mittelalter hin und bis über die Reformationszeit hinaus. An nicht wenigen Stellen im *Neuen Testament* werden Bäume genannt: Zachäus auf dem Maulbeerbaum in Jericho (Lk. 19,4) oder das Gleichnis Jesu' vom unfruchtbaren Baum, der abgehackt wird

(Mt. 7,19) – eigene Würde kommt Bäumen hier nicht zu. Das Volk aber behalf sich so wie in Domrémy durch eine kirchlich geduldete Christianisierung des Baumkults, indem eindrucksvolle Bäume Heiligen gewidmet, mit Bildern behängt oder als Orte von Visionen sanktioniert wurden. Gegen derartigen ‚Teufelsspuk‘ haben sich noch Luther und der Grosse Kurfürst gewandt. Das konnte die Tradition aber nicht brechen. Noch 1917 erschien die Muttergottes zu Fatima in Portugal auf einer Eiche, nach dem 11. September 2001 weinte sie gemäss dem Zeugnis mehrerer Latinos auf einer Ulme in Manhattan. Die Maria geweihte Bavariabuche bei Pondorf in Bayern, der Baum der vier Jahreszeiten, ist 2009 zusammengebrochen.

Die Mehrzahl der Zeugnisse für die kulturhistorische Bedeutung des Baumes steht in weltlichen Zusammenhängen. Wo Einzelbäume genannt werden, erfüllen sie praktische Zwecke. Freistehende, weithin sichtbare Mal- oder Warbbäume dienten der Orientierung. Im mittelalterlichen Irland bezeichneten sie den Ort der Stammesversammlung. Freibäume erscheinen als ‚arbor terminalis‘ in den Beschreibungen von Gemarkungsgrenzen oder bilden als Dorflinde den Mittelpunkt einer Ortschaft.

Mit Freibäumen verbinden sich Ereignisse. So spricht Wilhelm Tell in einem Schweizer Hausgedicht: «Zu Uri bei der Linden / Der Vogt steckt auf den Hut / Und sprach: Ich will den finden / Der dem kein Ehr antut». Luther erzählt: «Wenn wir reuter sehen unter den linden halten, were es ein zeichen des friedes, denn unter der linden pflegen wir zu trinken, tanzen und frölich sein, nicht streiten noch ernsten, denn die linde ist bei uns ein friede- und freudebaum.» Dem stimmt Albrecht Dürer zu. In seiner *Familienchronik* von 1524 heisst es, sein aus Ungarn stammender Vater habe 1455 am St. Loya-Tag, dem Eligiusfest, zur Sommersonnwende bei einer Hochzeit unter der «grossen Linde» auf der Festung zu Nürnberg getanzt. Ebenso in Goethes *Faust*, denn auf dem Osterspaziergang heisst es: «Schon um die Linde war es voll, / und alles tanzte schon wie toll». Der Freibaum markiert einen Ort, er beschattet eine Ruhebänk, einen Brunnen, einen Friedhof oder eine Gastwirtschaft. Zu einem Landschaftssymbol wurde der Wetterauer Wartbaum, eine Linde auf weithin sichtbarer Höhe. Diese ‚arbor speculatoria‘ bewahrt Erinnerungen an den glücklichen Entsatz



Abb. 4: Tanz um den Freiheitsbaum, Kupferstich.

Abb. 5: Johan Christian Clausen Dahl, Hühnengrab im Winter, 1824/25,
Öl auf Leinwand, 75 x 106cm, Museum der bildenden Künste Leipzig.

Abb. 6: Alexei Savrasov, Sommerlandschaft mit Eiche und Hirten, 1860.

Abb. 7: Oblate mit Weihnachtsbaum, Albrecht & Meister, Berlin, um 1900,
Chromlithographie, 28,5 x 17,5cm, Staatliche Museen Preussischer Kulturbesitz.

von Hanau 1636, den Siebenjährigen Krieg, an das Rückzugsgefecht Napoleons 1813 und das Kaisermanöver 1897. Alljährlich wird dort zu Himmelfahrt mit Männerchor, Bierausschank und Würstchengrill der ‚Vatertag‘ gefeiert.

Der Wartbaum war eine Gerichtslinde. Ein Galgen stand nahebei. Die Sitte des Baumgerichts führt zurück ins spätantike Gallien an die Loire. In der anonym verfassten Komödie *Querolus* aus der Zeit um 400 n. Chr. ist von barbarischem Blutgericht «unter der Eiche» die Rede. Geradezu romantisch klingt der Ausruf: «o silvae! o solitudines! quis vos dixit liberas?» «Ihr Wälder! Ihr Einsamkeiten! Wer hat euch frei genannt?» Das Motiv der Freiheit im Walde kennen wir auch von Montesquieu. Die germanische Rechtsgeschichte knüpft hier an. Die westfälischen Femgerichte verhandelten ‚sub quercu‘ – ‚unter der Eiche‘ – ‚sub tilia‘ – ‚unter der Linde‘ – oder ‚ad lucum‘ – ‚im Hain‘.

Als ältester, noch erhaltener Gerichtsbaum gilt die Feme-Eiche zu Erle bei Dorsten in Westfalen. Ihr Alter wird auf 1500 Jahre geschätzt. Hier tagte auf einer grossen Steinplatte, dem Freistuhl, das angeblich von Karl dem Grossen eingesetzte Grafengericht. Im Mittelalter richteten unter dem Baum acht Freischöffen aufgrund königlichen Blutbanns. Ludwig der Heilige soll zur Sommerzeit im Anschluss an den Besuch der Messe zu Vincennes unter der Eiche sitzend dem Volk sein Ohr geliehen haben – ‚Le chêne de St. Louis‘ wurde sprichwörtlich.

Neben der Gerichts-Eiche kannte Frankreich die Gerichts-Ulme, darauf deutet der Begriff ‚juge de dessous l’orme‘ für den Dorfrichter. Die Ulme alias ‚Effe‘ als Gerichtsbaum findet sich ebenfalls im Rheinland. Häufiger als die Ulme, ja vielleicht noch häufiger als die Eiche diente die Linde als Gerichtsbaum. Die Femelinde stand oft in einem durch Steinkreis, Mauer oder Zaun abgesonderten Bezirk. Hieronymus Bosch malte auf seiner *Tischplatte der sieben Todsünden* die ‚avaritia‘, die Geldgier, in einer Gerichtsszene und setzte den Richter unter eine Linde. Hans Sachs, Schuhmacher und Poet, reimte:

*Unter dem himmel bei der linden
oft kurzer zeit ein urteil finden
nach der waren gerechtigkeit
damit ihr umbgeht lange zeit.*

Die Romantik hat sich ein idyllisches Bild von dieser Rechtsfindung gemacht. In seinem *Contrat Social* sah Rousseau die ‚volonté générale‘, die höchste Staatsidee, da verwirklicht, wo die glücklichsten Menschen der Welt, unverdorbene Landleute, ihre Angelegenheiten unter einer Eiche als dem Ort der Beratung und der Begegnung selber regelten. Richard Wagner hat in seinem *Lohengrin* 1850 die einführende Gerichtsverhandlung vor König Heinrich unter eine Gerichtseiche verlegt. Die letzte ordentliche Gerichtsverhandlung unter einer Linde fand um 1910 im eidgenössischen Dorf Buchberg bei Schaffhausen statt.

Nicht allein private Rechtshändel wurden unter Bäumen ausgetragen – auch hochpolitische Entscheidungen fielen hier. Im mittelalterlichen Irland setzte man die Fürsten – so wie den biblischen Abimelech – an einem ‚inauguration tree‘ in ihr Amt ein; eine Sitte, die sich bis ins 16. Jahrhundert hielt. Der Baum war fortan mit dem Herrscher in einer magischen Identität verbunden und wurde, wenn dieser im Kampf unterlag, vom Gegner gefällt. Auch in Deutschland gab es Vergleichbares, wenn auch ohne Totemismus. Als Ort der Königswahl wird ein Baumgarten zu Rhense genannt, südlich von Koblenz. Am 27. November 1308 wurde hier Graf Heinrich von Luxemburg zum deutschen König erhoben. In den folgenden Jahren traf sich der ‚Kurverein‘ dort mehrfach, so 1314, 1338 und 1348 als Karl IV. gewählt wurde. Unter der Femelinde auf dem Habichtswald gab es die ersten Vorverhandlungen zum Westfälischen Frieden von 1648. Noch prangt der Baum in voller Pracht.

Ein weiterer Staatsakt unter Bäumen gehört in die Schweizergeschichte: die Stiftung des ‚Grauen Bundes‘ am 16. März 1424. Damals versammelten sich die künftigen Graubündner unter dem Ahorn zu Truns am Vorderrhein, um ihre Freiheit gegen das Haus Habsburg zu festigen. Alle zehn Jahre, so der Bundesbrief, sollte der Zusammenschluss unter dem Baum neu beschworen werden. Der letzte Akt ist für 1778 bezeugt. Seit Ende des 16. Jahrhunderts wird der Bündner Freiheitsbaum indes auch als Platane, Linde oder Eiche bezeichnet. Zuletzt ist wieder von einem Bergahorn die Rede, der 1870 zusammenbrach. Aus dem Holz drechselte man patriotische Devotionalien.

Bäume bereichern auch die Dichtung des Mittelalters. In der alt-nordischen *Thidrekssaga* wird Kriemhilds Rache und der Untergang der Nibelungen am Hofe Attilas bei einem Fest im ‚Baumgarten‘ beschrieben. Das *Nibelungenlied* liebt die Linde. Siegfried hatte den unter einer Linde hausenden Drachen getötet. Die Bezeichnung ‚Lindwurm‘ für das Untier hängt mit dem Namen des Baumes zusammen. Beides geht zurück auf die Bedeutung ‚biegsam‘, lateinisch ‚lentus‘. Ein Blatt des Drachenbaumes führte zum Tod des Helden: In Gedanken darüber, wie er Brunhild rächen und Siegfried ermorden könne, entlockte Hagen der Kriemhild das Geheimnis vom Bade Siegfrieds im Drachenblut, das ihn unverwundbar gemacht hatte. Allerdings nicht ganz: Als er in das Blut eingetaucht war, «da heftete sich ihm zwischen die Schultern ein Lindenblatt: da kann man ihn treffen» – und da hat ihn auch Hagen getroffen, als sich Siegfried zum Trunk über den Brunnen beugte, der wiederum an einer Linde stand.

Wohl kein Dichter hat mehr Gebrauch von der Linde gemacht als der Verfasser des um 1230 entstandenen Epos *Wolfdietrich*. Im dritten Abenteuer legt sich der Held unter der Linde im Garten des Kaisers Ortnit zur Ruhe, um ihn dann zum Kampf herauszufordern, der dann dort stattfindet und mit einer Verbrüderung endet. Ortnit streitet mit einem Riesen, wieder unter einer Linde. In der folgenden ‚aventure‘ schläft Ortnit unter einer Zauberlinde ein und wird Opfer eines Drachen. Das achte Abenteuer bringt Wolfdietrich zu dem Heiden Belian, in dessen Marmorpalast eine Goldlinde stand. Bei der Rast unter einer weiteren Linde wird dem Helden sein Schwert gestohlen, bevor er Ortnit am Drachen rächen kann. Im Abenteuer danach erfährt Wolfdietrich abermals unter einer Linde durch einen Boten den Betrug, der ihm Ortnits Witwe als Preis für den Sieg über den Drachen rauben will. Im vorletzten Abenteuer dann muss der Held seine vom Zwerg Billung entführte Dame suchen und kommt zu einer Wunderlinde, die aus fünfhundert goldenen Röhren Wasser spendet und ebenso viele Vögel künstlich singen lässt. Nach dem Sieg über den Zwerg findet Wolfdietrich eine letzte Linde, die sich aufschliessen lässt, worauf zwölf Tänzern erscheinen und eine goldene Zeder in ihrem Inneren Wein spendet.

Aus der irisch-keltischen Tradition stammt die Artus-Legende. Sie wurde um das Lindenmotiv bereichert. Hartmann von Aue beschreibt um 1202 in seinem Iwein eine wunderbare, an einer Quelle wachsende Linde, die der Held bei seiner Begegnung mit dem Waldschrat antrifft. Der Baum ist schön wie kein anderer, mächtig, hoch und dicht. Weder Sonne noch Regen durchdringen ihn, der Winter kann ihm sein Laub nicht nehmen. So viele Singvögel sitzen auf ihm, dass man die Äste nicht sieht, an deren einem an silberner Kette ein goldenes Becken hängt – das wurde für den Ritter fatal.

Zwei Szenen verlegt Wolfram von Eschenbach in seinem 1210 abgeschlossenen Epos Parzival unter eine Linde. Als der Held von der Gralsburg herunterkam, wo er die entscheidende Frage zu stellen unterlassen hatte, da traf er eine Maid «auf einer Linde sitzend» an. Gawein, der die Abenteuer Parzivals in einem parallelen Erzählstrang durchlebt, trifft an dem Baum den zu Tode verwundeten Ritter Urjans in den Armen seiner Dame. Gawein heilt ihn mit Hilfe von Lindenbast.

Linden fehlen auch nicht in der Sage von Tristan und Isolde, dem berühmtesten Liebespaar des Mittelalters. Im Epos Gottfrieds von Strassburg ist die Linde der Lust- und Liebesort schlechthin; drei dieser Bäume beschatten das Minne-Nest des Paares; «und die wilden Waldvöglein / grüssen sie in süßem Latein». Lindengrün, Lindenduft, Lindenlaub werden wieder und wieder beschworen. Auf der Flucht vor König Marke, Isoldes Mann, verletzt sich Tristan und wird von der Fee Morgane geheilt. In deren Palastgarten träumt er unter einem Baum, der aus einem Schössling des Paradiesbaumes gezogen worden war. Dessen Blätter schimmerten morgens weiss, wie Gott ihn gepflanzt hatte, mittags grün, wie damals, als die Liebe zwischen Eva und Adam erwachte, und abends rot, wie an jenem Tag, da Kain die Erde mit dem Blut Abels färbte.

In heiterem Umfeld finden wir die *Tilia cordata* mit ihren herzförmigen Blättern als Baum der Liebe in der Lyrik des Minnesangs: «Under der linden an der heide, da unser zweier bette was», so liess Walther von der Vogelweide seine Geliebte sagen. Niemand belauschte die beiden dort, nur ein kleines Vögelein, «tandaradei»! In seiner *Elegie*, darin er seiner Jugend nachtrauert und aufzählt, was er verloren hat, nennt Walther auch die Natur, die inzwischen hinwegkultiviert worden ist: «bereitet ist daz velt, verhouwen ist der walt» – «angelegt ist das Feld, gerodet ist der Wald».

Leben und Lieben unter dem Blätterdach: Minne-Maler schätzten das Motiv. Im Schatten einer Linde sitzt die Dame des Herrn Günther von dem Vorste, der ihr während der Rast auf einem Spazierritt aus einer tönernen Pilgerflasche einen Trunk reicht; Wappen und Helmzier bestehen aus einem Ast mit drei Lindenblättern – so zeigt es die um 1330 entstandene *Manessische Liederhandschrift*. Ihr reizvollstes Lindensbild, das für Jakob von Wart in der Bütte, beschreibt Gottfried Keller in seiner 1876 erschienenen Zürcher Novelle *Hadlaub*, in der er die Entstehung der ‚Königin der Handschriften‘ poetisch darstellt.

Neuzeit

Eine neue Epoche in der Kulturgeschichte des Baumes begann mit der Renaissance. Schon deren Name verweist auf das erneute Ausschlagen eines abgehackten Baumes. Dürer sprach 1525 von der «itzigen Wiedererwachsung» der Kunst. Das gilt auch für die Ikonographie. Waren Bäume in der Malerei zuvor blosses Beiwerk zu literarischen Szenen, so werden sie nun auch um ihrer selbst willen dargestellt. 1494 malte er die *Linde auf der Bastion*. Über Elsheimer, Lorrain, Poussin und Ruisdael wird der Baum in der Malerei ein Thema eigenen Rechts. Das weist voraus auf die Romantik. Literarische Bekenntnisse zu den Bäumen liefern Enea Silvio Piccolomini 1463 mit seinem Lob der Gewächse auf den Albanerbergen, Martin Luther mit zahlreichen dendrophilen Äusserungen in seinen Tischgesprächen, und dann die im 17. Jahrhundert entstandenen Sprachgesellschaften: der Weimarer ‚Palmenorden‘, die Strassburger ‚Aufrichtige Tannengesellschaft‘ und der im Nürnberger Poetenwäldlein tagende ‚Gekrönte Blumenorden‘.

Seit dem 16. Jahrhundert haben der Orient und Amerika die europäische Flora um zahlreiche Gewächse bereichert. Aus dem östlichen Mittelmeerraum übernahm man die laubreiche Platane, den dunklen Lorbeer und die zarte Myrte, aus Amerika Silberahorn, Roteiche und Weymouthskiefer, benannt nach dem englischen Lord, der sie 1705 einbürgerte. Aus der Türkei kamen Flieder und Rosskastanie, eingeführt durch Ogier Ghiselin de Busbeck, 1556 bis 1562 kaiserlicher Gesandter an der Hohen Pforte. Die ersten Kastanien pflanzte der kaiserliche Gartendirektor Clusius 1576 in Wien, sie wurde zum Modebaum fürstlicher Parks und Alleen. Die der Akazie ähnliche Robinie

stammt aus Virginia und wurde nach dem Pariser Hofgärtner Jean Robin benannt, der sie in Europa eingeführt hat; sie verbreitete sich durch die Schlossgärten. 1709 erhielt Friedrich I., König von Preussen, zwei Bäumchen in Töpfen, von denen er eines dem kaiserlichen Park Schönbrunn bei Wien verehrte.

In dieser Atmosphäre kann es nicht verwundern, wenn auch Bäume aus Ostasien Gefallen fanden – so der chinesische Gingko. Er wurde in Europa 1712 durch Engelbert Kämpfer aus Lemgo bekannt, der als Schiffsarzt in holländischen Diensten lange in Nagasaki gelebt hat. Der Baum selbst wurde von den Holländern 1754 nach Europa gebracht und in Deutschland um 1780 zuerst im Schlosspark Wilhelmshöhe bei Kassel angepflanzt. In Frankfurt gab es Gingko-Bäume vermutlich im Brentano-Park. Am 15. September 1815 überreichte Goethe auf der Gerbermühle südöstlich der Stadt seiner Freundin Marianne von Willemer eines der zweigeteilten Blätter; es inspirierte ihn zu einem der bekanntesten Liebesgedichte seines West-östlichen Divan:

*Dieses Baums Blatt, der von Osten
 Meinem Garten anvertraut,
 Gibt geheimen Sinn zu kosten,
 Wie's den Wissenden erbaut.
 Ist es ein lebendig Wesen,
 Das sich in sich selbst getrennt?
 Sind es zwei, die sich erlesen,
 Dass man sie als eines kennt?*

*Solche Frage zu erwidern,
 Fand ich wohl den rechten Sinn:
 Fühlst du nicht an meinen Liedern,
 Dass ich eins und doppelt bin?*

Wie mit Goethe der Gingko, so ist mit Mörike die Pomeranze verbunden. Sie verführte Mozart auf der Reise nach Prag zum poetischen Diebstahl einer bitteren Apfelsine. Für das Jahr 1002 ist sie auf Sizilien bezeugt und kam im frühen 15. Jahrhundert nach Deutschland. Der Name ‚Pomeranze‘ – die heutige Schreibweise findet sich zuerst 1525 bei Paracelsus – verbindet lateinisch ‚pomum‘ (Apfel) und italienisch

‚arancia‘ (Orange), was über das arabische ‚narandsch‘ und das persische ‚naräng‘ auf das Sanskritwort ‚nagarunga‘ zurückführt. Der in Kübeln gehaltene Orangenbaum war seit Ludwig XIV. das Wahrzeichen barocker Gartenkunst.

Im Zeitalter von Absolutismus und Aufklärung wurde das Verhältnis zwischen Mensch und Baum nicht allein emotional und ästhetisch, sondern ebenso ökonomisch neu bestimmt. Seit 1500 erliessen Fürsten Forstgesetze zum Schutz des Waldes. Verstärkt nach den Verwüstungen im Dreissigjährigen Krieg wurde nun aufgeforstet und Baumfrevl unter Strafe gestellt. Für die Seidenherstellung wurden in grossem Umfang Maulbeerbäume gepflanzt. Zur Orientierung und zum Schmuck kamen Alleen in Mode. Mit dem Namen Napoleons ist die Pyramidenpappel verbunden, sie stammt aus Persien und wird 1745 bei Verona genannt. Die Französische Revolution verschaffte dem zuvor in Graubünden und dann in Massachusetts bezeugten Freiheitsbaum Konjunktur; das war zumeist nur eine Stange mit blau-weiss-roten Symbolen, zuweilen aber auch ein lebender Baum, bevorzugt eine Eiche. Der stilisierte Baum auf den französischen Euro-Münzen könnte den ‚Arbre de la liberté‘ meinen.

Stärker als andere Geistesepochen hat die Romantik das Verhältnis des Europäers zu den Bäumen geprägt. War die Aufklärung der Natur mit eher unterkühlter Rationalität gegenübergetreten, so wie es eine kritische Grundhaltung auch zu anderen Lebensbereichen erforderte, sah sich die Romantik in den grossen Wirkungszusammenhang der Schöpfung gestellt. Eine neue, gefühlsbetonte Naturverbundenheit führte auch zu einer grösseren inneren Nähe zu den Bäumen als den uns seelisch nächstverwandten Wesen. Bäume gewannen wieder kultische Qualität.

In mondheiler Nacht am 12. September 1772 trafen sich sechs Göttinger Studenten unter der alten Eiche bei Weende und stifteten den Hainbund. Im Geiste Klopstocks schwärmten sie für die alten Germanen und vollzogen eine Zeremonie um den und mit dem Baum, der zum Zeugen ihrer ewigen Freundschaft angerufen wurde. Die Eiche wurde zum Sinnbild deutscher Art gekürt. Dass die Eiche im Denken anderer Völker eine kaum geringere Sympathie geniesst, blieb dabei ausser Betracht. Die Eichenromantik hielt Einzug in die deutsche Poesie. Als Friedrich Wilhelm III. am 10. März 1813, am Jahrestag

der 1810 verstorbenen Königin Luise, das Eiserne Kreuz stiftete, trug es drei Eichenblätter. Sie wurden zum nationalen Symbol und überstanden alle politischen Systemwechsel der deutschen Geschichte bis hin zur Einführung des Euro. Als ‚deutscher Baum‘ erscheint die Eiche 1794 in Goethes *Wilhelm Meister*, gleichwohl ist der Teutonismus nicht das Motiv für die Wertschätzung des Baumes durch den Dichter; das zeigt er an vielen Stellen, so bei seinem Besuch der ‚dicken Eiche‘ bei Ilmenau, von der Goethe sich an seinem letzten Geburtstag 1831 verabschiedete.

Bemerkenswerte Bestände alter Eichen wurden zu Künstlerkolonien. Die Serpentara von Olevano Romano in den Sabinerbergen avancierte 1806 zum «Paradies der deutschen Landschaftsmaler», gerühmt 1858 von Gregorovius. Die Künstlerinsel Vilm bei Rügen zog 1810 Caspar David Friedrich an, der überhaupt die eindrucksvollsten Bäume auf die Leinwand gezaubert hat. Carl Gustav Carus und Moritz von Schwind haben es ihm nachgetan. Alle Stilrichtungen der Kunst, der Malerei wie der Literatur haben sich seither dem Baumthema gewidmet, nicht zuletzt Joseph Beuys und seine 7000 Eichen auf der Kasseler Documenta 1982. Mit seiner Aktion verfolgte Beuys nicht nur die Verwirklichung einer künstlerischen Idee. Vielmehr ging es ihm auch darum, in der Öffentlichkeit das Baumbewusstsein zu schärfen. Allzu oft werden Bäume als Hindernisse des zivilisatorischen Fortschritts empfunden. Das gilt für die Bauwirtschaft, der Bäume im Wege stehen. Das gilt für die Verkehrsplanung, die für Strassenbau und Startbahnen die Kettensäge ansetzt. Das gilt für die Sicherheitsvorkehrung, der alte Alleen zum Opfer fallen und die Parkbäume verstümmelt, weil Äste im Sturm Spaziergängern auf den Kopf fallen könnten. Gegen diese Tendenz richtet sich etwa eine naturverbundene Umweltbewegung, aus deren Geist seit 1989 alljährlich ein ‚Baum des Jahres‘ gekürt wird. Das war 1990 die Eiche und ist 2013 der Wildapfel. Inzwischen gibt es Baumpfleger, Baumpatenschaften und Baumschutzbestimmungen, die der Naturzerstörung des Industriekapitalismus entgegenzuwirken suchen.

Dafür gibt es Grund genug. Denn im Baum spiegelt sich der Mensch. Bäume und Menschen bilden eine Schicksalsgemeinschaft. Wir sehen es in allen Lebensbereichen: in der Wirtschaft, in der Technik, im Recht, in der Religion, in der Kunst, in der Literatur, im Erlebnis und in der Gestaltung der Landschaft. Bäume sind als Mitgeschöpfe Gegenstände der Besinnung. Es gab sie, ehe es Menschen gab, nicht nur im Paradies, sondern auch im Karbon, und wird sie geben, wenn dereinst die Buchenwälder über Europa die Kronen schliessen.

Literatur

- Albrecht, Peter: «Die Eiche – ein Baum wie andere auch?», in: *Nichts als Natur und Genie. Pascha Weitsch und die Landschaftsmalerei in der Zeit der Aufklärung*, Braunschweig 1998/99, S. 51 ff. – Ausstellungskatalog.
- Anderegg, Suzanne: *Der Freiheitsbaum. Ein Rechtssymbol im Zeitalter des Rationalismus*, Zürich 1968.
- Baudy, Gerhard: «Baum», in: Cancik, Hubert et al. (Hg.): *Handbuch religionswissenschaftlicher Grundbegriffe*, Band 2, Stuttgart 1988-2001, S. 109 f.
- Beuchert, Marianne: *Symbolik der Pflanzen*, Frankfurt am Main 1995.
- Breymayer, Ursula; Ulrich, Bernd (Hg.): *Unter Bäumen. Die Deutschen und der Wald*, Berlin 2012. – Ausstellungskatalog DHM.
- Brosse, Jacques: *Mythologie der Bäume*, Düsseldorf 2001.
- Demandt, Alexander: *Metaphern für Geschichte. Sprachbilder und Gleichnisse im historischen-politischen Denken*, München 1978.
- Ders.: *Über allen Wipfeln. Der Baum in der Kulturgeschichte*, Köln 2002.
- Gerlitz, Peter: *Heiliger Baum – heiliges Tier. Mensch und Natur in archaischen Kulturen*, Düsseldorf 1992.
- Gräter, Carlheinz: *Linde und Hag. Eine kleine Kulturgeschichte von Baum und Strauch*, Stuttgart 1997.
- Hasenkamp, Karl Peter: «Das kleine Einmaleins und das Große ABC zu Wald und Baum», in: *Jahrbuch Ökologie 2009*, Stuttgart 2008, S. 130 ff.
- Johnson, Hugh: *Das große Buch der Wälder und Bäume*, Stuttgart 1983.
- Laudert, Doris: *Mythos Baum*, München 2000.
- Logan, William Bryan: *Oak. The Frame of Civilization*, New York 2005.
- Fondation Beyeler (Hg.): *Magie der Bäume*, Riehen-Basel 1998/99.
- Mannhardt, Wilhelm: *Wald- und Feldkulte*, I/II, Berlin 1905.
- Meyer-Abich, Klaus (Hg.): *Vom Baum der Erkenntnis zum Baum des Lebens. Ganzheitliches Denken der Natur in Wissenschaft und Wirtschaft*, München 1997.
- Unsel, Siegfried: *Goethe und der Ginkgo. Ein Baum und ein Gedicht*, Frankfurt am Main 1998.
- Wieser, Theodor: «Das Baumsymbol bei Gottfried Keller», in: *Euphorion* 54/1960, S. 109 ff.